



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Zeitalter des Imperialismus 1884 - 1914

Friedjung, Heinrich

Berlin, 1919

XV. Jtalien 1898 - 1904. Leo XIII. Wahl Pius' X.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73514](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73514)

XV

Italien 1898—1904. Leo XIII.

* Wahl Pius' X. *

Politische Schwelkung Italiens.	361
Osterreich und Italien in Albanien.	364
Erneuerung des Dreibunds	367
Fernbleiben Kaiser Franz Josephs von Rom	369.
Politik Leos XIII. und Rampollas. Wahl Pius' X.	372
Giolitti und Tittoni. Loubet in Rom	378
Geänderte Gruppierung der europäischen Mächte.	381

Von der Höhenmarke, zu der sich Deutschlands Geltung unter den Mächten am Anfang des 20. Jahrhunderts erhoben hatte, begann unmittelbar darauf allmähliches Absinken. Das war um so auffallender zu einer Zeit, da Großbritannien in Südafrika, die russische Macht in Ostasien beschäftigt und gebunden war. Rußlands Abwendung von den europäischen Händeln bedeutete doch für die verbündeten Kaiserreiche der Mitte des Weltteils eine Entlastung. Der Vorteil wurde aber durch das Abbrechen Italiens von diesen zwei Mächten ungefähr ausgeglichen. Der stattliche Bau des Dreibundes hielt noch durch eine gute Anzahl von Jahren, aber das Knistern im Gebälk bereitete auf den Zusammensturz vor. Haarrisse zeigten sich im Mauerwerk, deren Ausbreitung langsam, aber sicher vor sich ging.

*

Politische Schwenkung Italiens

Der Beitritt Italiens zum Dreibund war vor sich gegangen, weil Frankreich sich 1881 unversehens Tunis bemächtigte, auf das sich Italien Hoffnung gemacht hatte; und der Apenninenstaat hielt sich auch weiter zu den Mittelmächten, weil es mit Österreich in Frieden und Freundschaft leben mußte, wollte es nicht in der Erwerbung Abessinien gestört sein. Die Nordfront Italiens durfte nicht gefährdet sein, während es im Innern Afrikas auf Eroberungen ausging. Solange solcher Machtzuwachs das Ziel seines Ehrgeizes war, hielt es am Dreibunde fest. Die Niederlage von Adua 1896 aber, welche jene Hoffnungen begrub, lenkte die Phantasie des leicht entzündbaren

Volkess wieder auf die Adria und auf die „unerlösten“ Brüder. Dazu kam, daß das Mißgeschick von Adua den Sturz des Ministeriums Crispi herbeiführte — mit diesem Staatsmann verlor der Dreibund seine beste Stütze (Seite 182).

Solange Francesco Crispi am Staatsruhr stand, war an eine Versöhnung Italiens mit Frankreich, dessen Gegner er war, nicht zu denken. Crispi's Nachfolger, Rudini, führte gemeinsam mit Visconti-Venosta, dem Minister des Außern, die Annäherung herbei. Zuerst auf wirtschaftlichem Gebiet: durch den Handelsvertrag von 1898 wurde der Zoll- und Finanzkrieg zwischen den zwei Staaten beendet. Gerne boten die französischen Minister Hanotaux und Delcassé hierzu die Hand. Am erfolgreichsten war aber Camille Barrère am Werk, seit 1897 französischer Botschafter beim König von Italien. Dieser gewandte Diplomat hatte 1871 als Kämpfer für die Pariser Kommune begonnen; zur Flucht ins Ausland genötigt, lebte er eine Zeitlang in der Verbannung zu Berlin, wurde nach neun Jahren begnadigt und darauf in den diplomatischen Dienst seines Vaterlandes aufgenommen. Das Ziel seines Ehrgeizes war, Italien zum Austritt aus dem Dreibund zu bestimmen, und er verstand es, unter wohlangebrachter Bewunderung für die künstlerische und politische Kultur Italiens, eine Umstimmung auf der Halbinsel vorzubereiten. Die großen Geldmittel, welche ihm von seiner Regierung zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung anvertraut wurden, begünstigten seine Tätigkeit. Indessen hatte er noch manche Hindernisse zu überwinden. Als Frankreich 1899 mit der Befestigung Bisertass, des Haupthafens im eroberten Tunis, begann, wurde dies in Italien als eine Drohung gegen das nahe Sizilien aufgefaßt. Auch fühlten sich die Italiener durch den Vertrag vom 21. März 1899 beunruhigt, den Frankreich mit England zur Teilung Nordafrikas schloß (Seite 221). Sie besorgten, daß Tripolis, auf welches sie ein Auge geworfen hatten, den Franzosen zugewiesen wäre. Um sie zu beruhigen, eröffneten die zwei Westmächte dem römischen Kabinett, daß sie Italien nicht ins Gehege gehen wollten. Das war erst ein allgemein gehaltenes Versprechen, von da ab blieb Tripolis jedoch das Lockmittel, durch welches Frankreich den südlichen Nachbar an sich zog.

Indessen trat in den Beziehungen Italiens zu den Mächten eine grundsätzliche Änderung erst ein, als König Humbert am 29. Juli 1900 ermordet wurde und sein Sohn Viktor Emanuel den Thron bestieg.

Humbert war der nahe Freund Kaiser Friedrichs III. und dessen Nachfolgers gewesen, während Viktor Emanuel persönlich den Genossen im Dreibund kühl gegenüberstand. Auch knüpfte seine Ehe mit der Prinzessin Helene von Montenegro ein Band zwischen ihm und der slawischen Welt. Stärker jedoch als die persönlichen Neigungen des Königs wirkte der Zug der öffentlichen Meinung. Die Italiener, vom abessinischen Rausch ernüchert, schwärmten wieder von der Eroberung Orients und Triests. Von jeher hatte die radikale Linke mit der Irredenta geliebäugelt. Nun stand die Monarchie in Italien auf schwachen Füßen, was sich auch bei den Aufständen in Mailand und anderen größeren Städten 1898 zeigte. Viktor Emanuel, seinen Thron bedroht fühlend, glaubte ihn zu befestigen, wenn er die Führer der Linken ins Ministerium berief und sie so von den Anhängern der Republik trennte. Er legte das Staatsruder 1901 in die Hand des alten Zanardelli, der im Kampfe um die Einheit Italiens und gegen Österreich emporgekommen war. Zanardelli war ehrenhaft, der Monarchie ergeben, aber in den Vorurteilen vergangener Tage aufgewachsen. Sein politischer Verstand sagte ihm zwar, daß Italien den Dreibund benötigte, sein Herz jedoch zog ihn zum demokratischen Frankreich. Öffentlich versicherte er, daß er mit Österreich in Frieden zu leben wünsche, aber die Irredentisten wußten, daß er lieber mit ihnen gegangen wäre. Dementsprechend änderte sich auch die äußere Politik, deren Leitung Prinetti anvertraut war. Man wußte von ihm nicht viel mehr, als daß er 1891 eine Rede gegen den Dreibund gehalten hatte. Als Minister des Außern bekannte er sich zwar offiziell zum Bündnisse mit den Mittelmächten, baute aber die Beziehungen zu Frankreich in freundschaftlichem Sinne aus. Im April 1901 besuchte eine italienische Flotte unter dem Kommando des Herzogs von Genua, eines Oheims des Königs, den Hafen von Toulon. Der Präsident der Republik Loubet kam selbst, um mit dem Herzog Grüße zu tauschen. Darauf erklärte der italienische Minister des Außern am 15. Juli unter dem Beifall der Kammer: diese Ereignisse hätten bewiesen, ein herzliches Verhältnis zu Frankreich wäre mit dem Dreibund nicht unvereinbar.

Wohl wurde die deutsche Regierung durch diese Wendung nicht angenehm berührt, sie zeigte jedoch klugerweise keine Verstimmung. Im Januar 1902 machte Kaiser Wilhelm der Stadt Rom eine Statue Goethes zum Geschenk, worauf Frankreich zur Gegenwirkung in der Ewigen Stadt ein Monument des Dichters Victor Hugo aufstellen ließ;

die beiden Standbilder fanden nahe beieinander in den Borgheisichen Gärten ihre Stätte. In Deutschland besorgte man das völlige Abschwenken Italiens, Bülow aber sagte beruhigend am 8. Januar 1902 im Reichstage: „In einer glücklichen Ehe muß der Gatte auch nicht gleich einen roten Kopf bekommen, wenn seine Frau einmal eine unschuldige Extratour tanzt.“ Als Warnung jedoch für Italien fügte der Reichskanzler hinzu, der Dreibund wäre angesichts der friedlichen Lage Europas für Deutschland „nicht mehr eine absolute Notwendigkeit“, wenn auch „ein sehr nützliches Bindemittel für die Staaten, die durch ihre geographische Lage und ihre Traditionen darauf angewiesen sind, gute Nachbarschaft zu halten“. Er wollte, da der Dreibund 1903 ablief, Italien aufmerksam machen, daß Deutschland auf dessen Erneuerung auch verzichten konnte.

Der Reichskanzler gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß die Extratour nicht ganz unbedenklich war, da inzwischen die Abmachung Italiens mit Frankreich über Tripolis in festere Form gebracht wurde. Das römische Kabinett nützte seine Doppelstellung zwischen den zwei Mächtegruppen aus und verlangte von Frankreich weiteres Entgegenkommen. Barrère war in Paris der Fürsprecher Italiens, da er überzeugt war, der Liebesdienst werde sich lohnen. So kam 1901 das erste bestimmte Abkommen über Tripolis zustande: den Italienern wurde freigestellt, sich gegebenenfalls in dem türkischen Paschalik häuslich einzurichten. England, seit jeher mit Italien befreundet, gab seine Zustimmung. Die Westmächte verpflichteten sich auch, gegen die Sahara zu von der türkischen Provinz nichts abzureißen, um den italienischen Anteil nicht zu schmälern. Davon machte Prinetti dem Parlament im Dezember 1901 und im Mai 1902 freudig aufgenommene Mitteilungen.

*

Österreich und Italien in Albanien

Inzwischen trübte sich das Verhältnis Italiens zu Österreich, weil das Kabinett Zanardelli den Irredentismus großzog. Der Ministerpräsident konnte seinen Ursprung nicht verleugnen und ließ seine alten Freunde gewähren, wenn sie jenseits der Grenze wühlten. Er ließ

es zu, daß der König einzelne Personen aus den „unerlösten Provinzen“ empfing und ihre Klagen anhörte; als Viktor Emanuel zu Udine einem Manöver beiwohnte, wurde einem aus Triest kommenden Verein gestattet, mit Trauerfahnen vor den Fenstern des Königspaares vorüberzuziehen und ihm eine Huldigung darzubringen.

Über die Gefährlichkeit derartiger Gefühlsäußerungen konnte man verschiedener Meinung sein, unmittelbar bedenklich war jedoch die Nebenbuhlerschaft der zwei Staaten am Adriatischen Meer, besonders an dessen Ostküste¹⁾. Triest wurde von Italien begehrt, die amtliche Politik ließ jedoch die große Hafenstadt beiseite, wohl wissend, daß Österreich nötigenfalls einen Kampf auf Leben und Tod zu deren Verteidigung führen mußte. Dagegen wurde die Erwerbung Albanien von vornherein ins Auge gefaßt. Der von der Regierung unterstützte italienische Flottenverein gab eine Zeitschrift „Mare nostro“ (Unser Meer) heraus, dessen Titel sich mit dem Inhalt deckte: die Adria wurde für Italien als Eigentum in Anspruch genommen, als ob Österreich-Ungarn nicht bestünde und nicht durch den Sieg von Lissa 1866 sein gutes Recht mit dem Schwerte zur Geltung gebracht hätte. In Albanien wurde besondere Rührigkeit entfaltet. Hier besaß Österreich von alters her einen Vorsprung, da sein Kaiser auf Grund wiederholter Verträge mit der Türkei das Protektorat über die Katholiken Albanien ausübte. Franz Joseph I. war durch zahlreiche Kirchen- und Schulbauten der Wohltäter seiner Glaubensgenossen im Lande. In den von Österreich erhaltenen Schulen wurde jedoch seit jeher der Unterricht italienisch erteilt, da diese Sprache seit den Glanztagen Venedigs im Handel und Verkehr Albanien vorherrschte. Auch besaß das Albanische fast gar kein Schrifttum. So blieb es, bis die politische Nebenbuhlerschaft Italiens sich bemerkbar machte. Schließlich erwachte die österreichische Regierung aus ihrer Sorglosigkeit, und gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann in den von ihr erhaltenen Schulen die Einführung der albanesischen Unterrichtssprache. Auch wurde die Seelsorge allmählich nicht mehr italienischen Priestern, sondern einheimischen Franziskanern anvertraut. Unterdessen hatte Italien gleichfalls mit der Errichtung von Schulen begonnen, in denen es die Erwerbung Albanien vorbereitete. Der spätere Minister des Außern San Giu-

¹⁾ Das Folgende nach dem lesenswerten Buche Leopolds Freiherrn von Chlumecy „Österreich-Ungarn und Italien“ (Leipzig 1907).

liano erzählt, wie angenehm er überrascht war, als er die Schule von Skutari besuchte und die albanesischen Kinder den italienischen Königsmarsch singen, dann in den Ruf ausbrechen hörte: „Es lebe Italien, es lebe der König!“¹⁾

Solche Agitationen wurden dadurch unterstützt, daß im Süden Italiens und in Sizilien zahlreiche Gemeinden albanesischen Ursprungs bestanden, bewohnt von Nachkommen der vor den Türken geflohenen Christen des westlichen Balkan; Francesco Crispi rühmte sich gern seiner albanesischen Abstammung. Die von Italien verfolgte Absicht, die künftige Unterwerfung Albaniens vorzubereiten, war so deutlich, daß auch bei den Albanesen Mißtrauen erwachte; einer von ihnen, Anselmo Lorecchio, warnte seine Stammesgenossen vor der Verlockung, sich entnationalisieren zu lassen²⁾. Schon damals nahmen auch die Südslawen Anstoß an der Begehrlichkeit Italiens, das Dalmatien als gute Beute betrachtete. Französische Politiker und Publizisten versuchten einen Ausgleich dieser nationalen Interessen, wobei über Österreich-Ungarn hinweggeschritten und die Lose über dessen adriatische Provinzen geworfen wurden³⁾.

Das Wiener Kabinett hielt diesem im Westen der Balkanhalbinsel geübten Drucke nicht zähe stand, sondern nahm daselbst die Front sogar etwas zurück. Albanien gehörte nach früherer Annahme zum Machtbereich Österreich-Ungarns: über Mitrowiza hinaus nach Saloniki wies der Berliner Vertrag der Donaumonarchie Richtung und Ziel. Die Nachfolger Andrassy's jedoch, Kalnoky und noch mehr Goltzhowski, glaubten sich bescheiden zu sollen und begnügten sich mit der Verteidigung der bestehenden Ordnung auf der Balkanhalbinsel. Sie zogen einen mageren Ausgleich sowohl mit Rußland wie mit Italien den unsicheren Wechselfällen eines Prozesses vor. Das war der Sinn

¹⁾ So San Giuliano im *Giornale d'Italia* am 23. Juli 1902. Seine „Briefe über Albanien“ sind gesammelt erschienen und wurden ins Deutsche überetzt (Leipzig 1913).

²⁾ Ehlumecy zitiert das Buch Lorecchios: „Il pensiero politico albanese“ (Rom 1905). Der italienische Standpunkt bei Vico Mantegazza: „L'altra sponda“ (Die andere Küste) (Mailand 1905).

³⁾ Lebhaft setzte sich der Franzose Charles Loiseau in seinen Schriften „Le Balkan slave et la crise autrichienne“ (Paris 1898) und „L'équilibre adriatique“ (Paris 1900) für die vollständige Verdrängung Österreichs ein. Loiseau schrieb im Solde der italienischen Regierung. Gegen ihn sprach sich René Pinon in der Einleitung zu seinem Buche „L'empire de la Méditerranée“ (Paris 1904) aus, da Loiseau für die Seeherrschaft Italiens auch im östlichen Becken des Mitteländischen Meeres Propaganda machte.

des 1897 mit Rußland zu Petersburg geschlossenen Abkommens (Seite 162), und im selben Jahre traf Goluchowski mit dem italienischen Minister des Außern Visconti-Venosta im Schlosse zu Monza gleichfalls eine Vereinbarung über die Zukunft. Sie bezog sich auf Albanien. Das Zugeständnis des Wiener Kabinetts lag darin, daß es Italien als gleichgewichtigen Faktor anerkannte und sich für den Fall von Veränderungen in Albanien an dessen Zustimmung band. Die gegenseitig gemachten Zusagen scheinen aber nur ganz allgemein gewesen zu sein. Sie erhielten drei Jahre später eine festere Form. Visconti-Venosta umschrieb die Verpflichtungen Italiens in einem Erlasse vom 20. Dezember 1900, den Goluchowski am 9. Februar 1901 gleichlautend beantwortete. In erster Linie vereinbarte man die Erhaltung der Türkenherrschaft „so lange, als es die Umstände gestatten würden“; ließe sich aber der bestehende Zustand nicht aufrechterhalten, so sollte Albanien Autonomie erhalten; immer würden, so hieß es weiter, die zwei Großmächte die gegenseitigen Interessen in Einklang bringen und wahren¹⁾. Vieldeutige Zusagen, in denen die Selbständigkeit Albaniens nur wie ein Brocken in der Brühe schwamm. Im Hinblick auf diese weitentfernte Aussicht sprach man seitdem allgemein von dem Versprechen der Uneigennützigkeit (désintéressement), das sich die zwei Kabinette gegeben haben sollten. Im Grunde aber war das Umgekehrte der Fall: die zwei Großmächte behielten sich vor, gemeinsam in die Schüssel zu greifen. Das war es, was in Italien frohe Hoffnungen erweckte.

*

Erneuerung des Dreibunds

Also war Italien nach zwei Seiten hin gedeckt, sowohl in bezug auf Tripolis wie auf Albanien. Jede der zwei Mächtegruppen ließ es sich etwas kosten, das römische Kabinett nicht ins andere Lager übergehen zu lassen. Auch einem kurzichtigen Auge war es klar, daß Italien seine günstige Lage dem Dreibund verdankte; vor dessen Ab-

¹⁾ Die Aktenstücke finden sich in der vom österreichisch-ungarischen Ministerium des Außeren herausgegebenen Schrift „Zur Vorgeschichte des Krieges mit Italien“ (Wien 1915).

Schluß war es ein Spielball zwischen den zwei Lagern gewesen, seither erstarkte es zur Geltung einer Großmacht. Trennte es sich vom Dreibund, so hatten die Seemächte es nicht notwendig, auf die italienischen Interessen im Mittelländischen Meer Rücksicht zu nehmen. Schon deshalb schien die gewählte Doppelrolle vorteilhaft.

Dazu kam aber als stärkstes Motiv ein militärisches. Die Trennung vom Dreibund konnte bei der Empfindlichkeit der nationalen Reibungsflächen leicht zu einem Kriege mit Österreich-Ungarn führen. Der italienische Botschafter in Wien Nigra hatte das Wort geprägt, die zwei Nachbarn könnten nur Bundesgenossen oder aber Feinde sein; und diese Wahrheit blieb ein Leitsatz der italienischen Politik. Stand aber Italien der Donaumonarchie allein Aug' in Auge gegenüber, so war deren militärische Überlegenheit zu befürchten. Nicht bloß die Erfahrungen von 1848, 1849 und 1866 ließen darüber keine Täuschung zu, auch länger noch galt Österreich-Ungarn als der stärkere Teil. So urteilte der vielersahrene Nigra, einstmals der Gehilfe Cavour's, später von Napoleon III. ins Vertrauen gezogen. Als Crispi ihm einmal schrieb, die Allianz mit Österreich widerspräche den Neigungen des italienischen Volkes, erwiderte ihm Nigra am 7. August 1890: „Wenn bei uns keine Sympathie für den Bund mit Österreich-Ungarn besteht, so beweist dies, daß unser armes Land noch nicht genug unglücklich war und daß es noch andere, verhängnisvollere und demütigendere Lektionen notwendig hat. Es trenne sich von der gegenwärtigen Allianz und es wird sie haben¹⁾.“

Diese Erwägungen schlugen durch, und auch ein alter Gegner Österreichs wie Ministerpräsident Zanardelli konnte sich ihnen nicht verschließen. Italien war nicht imstande, gleichzeitig zur Erwerbung afrikanischer Kolonien und zur Eroberung Trients auf die Jagd zu gehen. Wollte es in Tripolis festen Fuß fassen, so mußte an den Alpen Frieden herrschen. Daher waren auch Zanardelli und Prinetti zur Erneuerung des Dreibundes bereit. Sie wünschten aber eine Abänderung der Bedingungen, eine Verringerung der Italien auferlegten Pflichten. Dieses Land sollte im Falle eines Zusammenstoßes des Deutschen Reiches mit Frankreich nicht gehalten sein, das Schwert zu ziehen. Das wurde jedoch von Bülow ebenso abgelehnt wie von

¹⁾ Der Brief Nigras ist abgedruckt bei Crispi-Parlamenghi, „Questioni internazionali“ (Mailand 1913), S. 130.

Goluchowski. So blieb dem römischen Kabinett nur übrig, von der Erneuerung abzustehen oder aber den Vertrag unter den früheren Bedingungen zu unterfertigen. Das letztere geschah, die Unterzeichnung fand am 28. Juni 1902 zu Berlin statt. Das frühere Bündnis hatte bis 1908 gegolten, das erneuerte lief vom Tage des Abschlusses wieder durch zwölf Jahre, wobei jeder Macht vor Ablauf des sechsten Jahres das Recht auf Kündigung zustand.

Das war für Frankreich eine Enttäuschung, für Barrère eine Niederlage. Prinetti aber ließ, um es mit der Republik nicht zu verderben, in Paris sagen, daß der Dreibund keine Bestimmung über einen Angriff auf Frankreich enthalte, dieses Land somit nicht bedroht sei. Delcassé beeilte sich, die Eröffnung triumphierend der Kammer mitzuteilen, als ob wenigstens dieser Erfolg erzielt wäre. Darauf stellte Bülow im Reichstage fest, daß der Dreibund auch früher nichts bezweckt hatte als gemeinsame Verteidigung. Die unfreundliche Absicht Prinettis ließ sich aber nicht verkennen. Die italienische Politik schillerte immer in verschiedenen Farben. Als König Viktor Emanuel an den europäischen Höfen seine Antrittsbesuche machte, begann er nicht mit der Fahrt zu Kaiser Wilhelm, seinem Bundesgenossen, sondern reiste zuerst zum Zaren. Er fuhr im Juli 1902 auf einem Kriegsschiff nach Petersburg, kehrte dann auf demselben Wege nach Italien zurück und reiste nach einem Monat über die Schweiz nach Berlin. Daß er in beiden Fällen Osterreich-Ungarn in einem Bogen umging, war nicht zu vermeiden, da es feststand, daß Kaiser Franz Joseph nicht geneigt war, dem König von Italien in Rom einen Gegenbesuch zu machen. Dieser Umstand hatte nicht gehindert, daß unter König Humbert zwischen Rom und Berlin die herzlichsten Beziehungen bestanden. Damit hatte es trotz der Erneuerung des Dreibundes ein Ende.

*

Fernbleiben Kaiser Franz Josephs von Rom

Zu den kranken Stellen in den österreichisch-italienischen Beziehungen gehörte die Unmöglichkeit einer persönlichen Begegnung der Monarchen. Als die römische Frage 1871 im national-italienischen Sinne gelöst wurde, erklärte der Papst, keinen katholischen Fürsten

empfangen zu wollen, der den König von Italien in dessen neuer Hauptstadt besuche. Das Verbot des Papstes wurde während des 19. Jahrhunderts von allen katholischen Staatsoberhäuptern als bindend angesehen, keiner von ihnen betrat den Boden der Ewigen Stadt. Der Kaiser von Österreich erwiderte den ihm von König Viktor Emanuel zu Wien gemachten Besuch zwei Jahre später 1875 in Venedig; und als König Humbert 1881 nach Wien gekommen war, erklärte sich Franz Joseph bereit, mit ihm in jeder Stadt des italienischen Königreiches zusammenzutreffen, nur nicht in Rom. König Humbert und sein Sohn verzichteten jedoch lieber auf den persönlichen Verkehr mit den katholischen Herrschern, als daß sie dem nationalen Empfinden ihres Volkes nahegetreten wären: sie befestigten dadurch die Stellung ihres Hauses in dem geeinigten Königreiche. So unterblieb der Gegenbesuch des Kaisers von Österreich. In Wien fühlte man, wie mißlich das war; deshalb ließ Kaiser Franz Joseph dem König von Italien im Oktober 1890 mitteilen, er wäre bereit, eine Einladung zu den italienischen Manövern anzunehmen; dann könnten ähnliche Zusammenkünfte aus militärischen Anlässen Jahr für Jahr abwechselnd nördlich und südlich von den Alpen stattfinden. Der österreichisch-ungarische Botschafter Baron Brud hatte den Auftrag, folgendes hinzuzufügen. Der Kaiser verstehe es wohl, daß sein Bundesgenosse den Gegenbesuch gerade in Rom wünsche; doch möge der König bedenken, daß, wenn der Kaiser von Österreich nach Rom käme, er vom Papst nicht empfangen werden würde, und eine solche Beleidigung könne er nicht ruhig hinnehmen. Einen Bruch aber mit dem Oberhaupte der Kirche müsse der Kaiser vermeiden. Diese Vorstellungen übten keine Wirkung, die italienische Regierung ging auf das ihr angebotene Auskunftsmitglied nicht ein¹⁾.

Nun gab es aber Familienereignisse in Rom, von denen sich das österreichische Kaiserhaus nicht ausschließen konnte. An großen Freuden- und Trauertagen der savoyischen Dynastie mußte sich Kaiser Franz Joseph irgendwie vertreten lassen. In solchen Fällen übernahm Erzherzog Rainer diese ehrenvolle Aufgabe. Der aufgeklärte Prinz unterzog sich der Mission bei der silbernen Hochzeit des Königs Humbert 1893 wie bei dessen Begräbnis 1900. Der kirchlichen Partei waren diese Romfahrten des Erzherzogs unbehaglich, und Botschafter Frei-

¹⁾ So nach Francesco Crispi's Tagebuch, der damals Minister war. Siehe Crispi-Parlamenghi, „Questioni internazionali“, S. 112 u. 141.

herr von Brud riet von ihnen 1893 sogar ab; er behauptete, die italienischen Anarchisten würden die Gelegenheit zu einem Mordanschlage auf einen österreichischen Prinzen nicht unbenuzt lassen. Demgegenüber erklärte der österreichische Militärbevollmächtigte in Rom, Oberst von Pott, er stehe für die persönliche Sicherheit des Erzherzogs ein, und dies gab den Ausschlag. Unter den österreichisch-ungarischen Offizieren war überhaupt die Ansicht verbreitet, das Verhältnis ihres Vaterlandes zu Italien werde erst dann aufrichtig freundschaftlich werden, wenn ihr Kaiser den Gegenbesuch in Rom abstatte; der also gesicherte Friede wäre um den Preis der Verstimmung des Vatikans nicht zu teuer erkaufte. Sie meinten auch, dann erst könnte Österreich-Ungarn die Unterdrückung der irredentistischen Umtriebe auch im Königreich mit vollem Nachdrucke fordern und durchsetzen; jetzt müsse es die Treibereien hinnehmen, obwohl sie an die Ehre der Monarchie rührten. Einer der in Rom tätigen Militärbevollmächtigten stellte dies dem Kaiser bei einer Audienz freimütig vor, aber der Monarch wollte von einer solchen Lösung nichts hören und brach das Gespräch ab. So stand die Kurie zwischen Österreich-Ungarn und Italien und hinderte, soviel an ihr lag, die Verständigung.

Es war weiter ein Nachteil für die Donaumonarchie, daß der Papst nicht bloß den Kaiserbesuch in Rom, sondern auch die eheliche Verbindung der Prinzen aus dem Hause Savoyen mit katholischen Fürstentöchtern verhinderte. Sonst hätte Viktor Emanuel eine Gattin aus einem Österreich befreundeten Hause oder aus der Hofburg heimgeführt. So aber wurde er in die Ferne gewiesen, und da die griechische Prinzessin, um die er zuerst warb, an dem kleinen und dünnen Freier keinen Gefallen fand, begnügte er sich mit einer montenegrinischen Fürstentochter. Mit ihr zog 1896 eine Feindin Österreich-Ungarns in den Quirinal ein, durch die Viktor Emanuel auch mit der Zarenfamilie in Verbindung gebracht wurde, da sich zwei ihrer Schwestern (1889 und 1907) mit russischen Großfürsten vermählten. Der eine war Nikolaus Nikolajewitsch, das Haupt der Kriegspartei gegen Österreich.

Da die Beichtvätereinflüsse, um mit Bismarck zu sprechen, zur selben Zeit auch die unfreundliche Behandlung des Fürsten Ferdinand von Bulgarien durch den Wiener Hof verursachten, da diesem Fürsten der Abtritt seines ältesten Sohnes zur orthodoxen Kirche lange nicht verziehen wurde, so hätte Österreich-Ungarn Anspruch wenigstens auf Gegenleistungen des Vatikans gehabt, dessen Wünschen es sich jedes-

mal unterordnete. Der Papst wäre verpflichtet gewesen, die Nachteile wettzumachen, die sich Osterreich-Ungarn um seinetwillen zuzog. Die Kirche lohnte jedoch die geleisteten Dienste mit Feindseligkeiten, die zuletzt den Kaiser Franz Joseph, ihren getreuen Sohn, zu einer scharfen Gegenmaßregel nötigten.

*

Politik Leos XIII. und Rampollas Wahl Pius' X.

Leo XIII. ist die hervorragendste Gestalt unter den Päpsten des 19. Jahrhunderts. Reiche philosophische Kenntnisse waren in ihm mit dichterischer Anlage vereinigt, aber der Staatsmann überragte den Denker. Obwohl an der Spitze einer Macht, die zu überholten Zuständen zurückstrebte, fühlte er der Zeit an den Puls, er kannte die Ideen, von denen die Völker seiner Tage durchflutet waren, und verstand es, diese Strömungen mitunter in das kirchliche Bett zu lenken. Die erste Hälfte seines von 1878 bis 1903 dauernden Pontifikats war reich an Erfolgen. Der Kulturkampf in Preußen endete mit einem für die Kirche ehrenvollen Waffenstillstand; dazwischen wurde die gegen das Unschlbarkeitsdogma noch lebhafteste Opposition der liberalen Katholiken beschwichtigt und die päpstliche Gewalt durch besonnene Handhabung zu unumschränkter Macht in der Kirche erhoben. In der Bulle *Rerum novarum* vom 15. Mai 1891 sprach sich der Papst über die soziale Entzweiung aus und mahnte großherzig zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der arbeitenden Klassen, wobei er aber die herrschenden Schichten klug zu schonen wußte. Aus verschiedensten Gründen schwang in den katholischen Völkern das Pendel wieder einmal vom Unglauben zu kirchlichem Sinn zurück. Diesen Umschlag wußte Leo klug zu fördern; zwar blieben die Unbelehrbaren unbelehrt, aber unter den Gläubigen wurde der kirchliche Liberalismus entweder sanft überwunden oder mit starker Hand ausgerottet¹⁾.

¹⁾ Cr. Crispolti e S. Aureli, „La politica di Leone XIII. da Luigi Galimberti a Mariano Rampolla“ (Rom 1912). Marchese Crispolti war einer der Führer der italienischen Klerikalen, welche eine Verständigung der Kurie mit dem italienischen Staate anbahnen wollten.

Diese Erfolge wurden dadurch möglich, daß Leo XIII. das Fortschreiten der demokratischen Idee richtig erfaßte und sich ihrer als Hebel bediente. Das war für die Geltung der Kirche im französischen Volke von Wichtigkeit. Leo brach mit der überlieferten Politik der Kurie, sich in Frankreich auf die Anhänger der Monarchie zu stützen, und tat, was möglich war, um die treuen Söhne der Kirche mit der Republik auszusöhnen. Durch diese Politik bestärkte er das wohlhabende Bürgertum Frankreichs, das die Leitung der Republik an sich gezogen hatte, in seinem lässigen Wohlwollen der Kirche gegenüber; in diesen Schichten waren die Männer freigeistig, ließen aber ihre Töchter gemeinlich in Klosterschulen erziehen und mit religiösem Geiste erfüllen. Der Boden war aufgelockert, so daß er die Saat des Antisemitismus willig aufnahm. Eine stürmische Bewegung richtete sich in ganz Europa gegen die Juden, in Frankreich aber wurde auch der Protestantismus als Sünde wider die religiöse Einheit der Nation versem. Gegen Ende des Jahrhunderts, unmittelbar nach der Verurteilung des Hauptmanns Dreyfuß (1894), war auf der ganzen Linie der Kampf gegen die Ideen der großen Revolution entbrannt, an dem sich auch alle diejenigen beteiligten, die sich durch die Auswüchse des parlamentarischen Systems abgestoßen fühlten. Der Präsident der Republik Faure hielt sich zur Rechten; unter den Offizieren wuchs die Zahl der monarchisch Gesinnten; für die Aufnahme in den Generalstab war das Bekenntnis zum Klerikalismus die Voraussetzung.

Während in Paris die Wage noch schwankte, standen die deutschen Katholiken seit dem Kulturkampf nahezu durchwegs im Lager Roms, Wien endlich wurde der Kirche durch die antisemitische Bewegung zugeführt. In den österreichischen Donau- und Alpengebieten vollzog sich die Abkehr vom Liberalismus sehr rasch, da für diese Denkrichtung nie mehr als eine dünne Schicht von Wohlhabenden und Gebildeten gewonnen war, und da die historischen Gewalten, Krone, Adel und Klerus, ihr immer entgegengewirkt hatten. Die neugebildete christlich-soziale Partei fand in Karl Lueger einen hochbegabten Führer, den der unbefriedigte Ehrgeiz aus dem liberalen in das demokratische Lager und zuletzt in das des Antisemitismus trieb. Die untere Schicht der Mittellassen und der niedere Klerus flogen ihm zu, die Bischöfe jedoch und die älteren Führer der Klerikalen waren anfangs der Agitation abhold, da sie die Straße in Bewegung setzte und auch die Verhandlungssäle des Wiener Gemeinderats wie des Parlaments mit

wüsten Szenen füllte: die Verrohung und Selbstzerstörung des österreichischen Parlamentarismus nahm damit ihren Anfang. Daher ließ sich Kardinal Graf Schönborn, Erzbischof von Prag, bestimmen, vom Papste einen Machtspruch gegen die antisemitische Bewegung zu erbitten; in dieser Absicht reiste er auf Wunsch des österreichischen Koalitionsministeriums, in dem 1893—1895 neben Klerikalen auch der Führer der Deutschliberalen Ernst von Plener saß, nach Rom. Der Nuntius in Wien, Ugliardi, wirkte aber dem Kardinal Schönborn mit kräftigen Argumenten entgegen. Er überzeugte den Vatikan, daß die christlich-soziale Partei, mochte sie sich noch so stürmisch gebärden und sich auch hie und da zu unehrerbietigen Worten gegen die geistlichen Oberen fortreißen lassen, trefflich als Sturmbock zu gebrauchen war. Damit drang er durch und versöhnte auch die noch widerstrebenden Bischöfe mit der christlich-sozialen Bewegung. Ohne Zweifel ersagte er vom Standpunkte Roms aus die Sachlage besser als Schönborn; in einer kurz nach dem Tode Luegers gepflogenen Unterredung nahm Ugliardi mit Recht seinen Anteil an der Eroberung Wiens durch die Kirche in Anspruch. Im Jahre 1895 gewann die christlich-soziale Partei bei den Wahlen in den Wiener Gemeinderat die Mehrheit, Lueger erhielt 1897 die kaiserliche Bestätigung zum Bürgermeister. Die erlangte Macht übte er mit Mäßigung aus, und der glänzende, aber zügellose Volksredner erwies sich als hervorragender Verwaltungsmann. Die Kirche kam auf ihre Rechnung, denn Wien, dessen führende bürgerliche Oberschicht seit Joseph II. liberal gewesen war, wurde im Sinne Roms wieder eine katholische Stadt.

Also schritt der Vatikan von Sieg zu Sieg. Leo XIII. unterwarf durch seine ehrfurchtgebietende und gewinnende Erscheinung, in der sich Geist und Milde paarten, die Gemüter derer, die ihm nahen. In seinem Inneren waltete aber neben einem mächtigen Verstand auch eine vor den kühnsten Plänen nicht zurückschreckende politische Phantasie. Es war noch unverfänglich, daß er immer hoffte, die orthodoxe Kirche für den Katholizismus, für die Anerkennung des Primates Petri zu gewinnen, daß er an diese Aufgabe heißes Bemühen, emsige Arbeit setzte. Was aber seine Seele vor allem beschäftigte, das war die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papsttums. Daß dieser Wunsch ihn beherrschte, daß er dessen nicht allzu ferne Erfüllung erhoffte, kann nicht befremden, wohl aber der von ihm eingeschlagene Weg. Er erwartete alles von Frankreich, der erstgeborenen Tochter der

Kirche, wo früher oder später die heilige Religion triumphieren müsse. Wenn die römische Kurie, das war seine Rechnung, sich der Republik für die innere französische Politik zur Verfügung stelle, dann werde Frankreich wieder für den Wiederaufbau des Kirchenstaates zu gewinnen sein. Aberdies förderte Leo nicht bloß die Interessen Frankreichs, sondern oft auch die des ihm verbündeten Rußland gegen den Dreibund; das war die Strafe dafür, daß die Mittelmächte die Unantastbarkeit des italienischen Königreiches samt seiner Hauptstadt Rom verbürgten. Es mußte doch gelingen, den Kaiser Franz Joseph vom Dreibund loszulösen und zum Anschlusse an das katholische Frankreich zu gewinnen. Dann war Italien leicht zu zerstückeln, der Kirchenstaat konnte wieder aus dessen räuberischen Händen befreit werden. Die Ausführung des großen Planes im einzelnen legte der Papst in die Hände seines Staatssekretärs Rampolla.

Mariano Rampolla Marchese von Sindaro entstammte einem vornehmen sizilianischen Geschlecht, das den Bourbonen ergeben war, und verband die Liebe zur Kirche mit dem Hasse gegen das moderne Italien, dem einen Gefühl so glühend zugetan wie dem anderen. Seine Lebensführung war tadellos, sein politischer Blick umspannte die bewohnte Erde, sein Ehrgeiz zielte auf die dreifache Krone. Aber die ihn verzehrende Leidenschaft verleitete ihn zur Verkennung der lebendigen Kräfte der Zeit, zur Überspannung der ihm zur Verfügung stehenden Macht. Solange Leo XIII. in voller Geistesfrische tätig war, zügelte er den Eifer des Kardinalsekretärs, in den letzten Jahren seines Pontifikats aber ließ er Rampolla in den diplomatischen Geschäften fast ganz gewähren.

Im Zuge dieser Politik wurde der Anspruch Frankreichs auf das Protektorat über die Katholiken des Orients in jeder Weise gefördert. Für Syrien und Palästina wurde die Schutzhoheit durch die Bulle *Aspera rerum conditio* 1888 anerkannt. Deutschland und Italien erhoben, soweit es ihre eigenen Staatsangehörigen betraf, Einspruch, aber für die einheimischen Katholiken jener Gebiete blieb es bei der päpstlichen Entscheidung. Ebenfogut schnitt Frankreich in China ab, wo die Sache deshalb wichtig war, weil es den katholischen Glaubensboten gelang, zahlreiche Einheimische zu bekehren. Dem Pariser Kabinett war die Unterstützung der Kurie willkommen, schon Gambetta hatte seinen Landsleuten zugerufen, der Antiklerikalismus sei kein Exportartikel.

In diesem großen Spiel war Österreich-Ungarn ein wichtiger Stein, es war aber verdrießlich, daß sich die Hofburg nicht für jene weitausgesponnenen Pläne gewinnen ließ. Das scheiterte an dem festen Entschlusse des Kaisers von Österreich, dem Dreibund treu und den Bestrebungen zur Wiederherstellung des Kirchenstaates fernzubleiben. Daran vermochte auch die klerikale Gegenströmung in Österreich nichts zu ändern. Deshalb ließ Rampolla die Donaumonarchie seinen Groll fühlen und glaubte, sie durch Härte unter den Willen Roms beugen zu können. Die Kurie arbeitete, was unangenehm genug war, auf dem Balkan Österreich-Ungarn entgegen, sie durchkreuzte in Ungarn die Absichten der Regierung bei Besetzung von Bischofsstühlen. In Rom bestand ein für dalmatinische Priester gestiftetes Kollegium, das des heiligen Hieronymus, in dem sich ein Streit zwischen Kroaten und Italienern erhob. Das Wiener Kabinett trat für die Kroaten ein, der Vatikan für die andere Partei. Darüber kam es zwischen Rampolla und dem österreichisch-ungarischen Botschafter Grafen Szecsen mehrmals zu unliebsamen Auseinandersetzungen. Als Szecsen einmal wieder auf die Angelegenheit zurückkam, rief der Staatssekretär hochmütig aus, er wolle von der Sache nicht mehr sprechen. Diese im diplomatischen Verkehr ungewöhnliche Ablehnung wurde vom Botschafter als Verletzung der Würde der von ihm vertretenen Monarchie angesehen, und er erwiderte: wenn Rampolla das Gespräch verweigere, gedente er von Rom abzureisen, und auf Jahre hinaus werde es keinen österreichisch-ungarischen Botschafter beim Vatikan geben. Da erst lenkte der Staatssekretär ein.

Außerlich waren die Beziehungen der Kurie zum Berliner Kabinett besser, aber im Grunde war den römischen Eiferern das protestantische Deutschland ebenso widerwärtig wie Italien. Ein Artikel des „*Observatore cattolico*“, eines römischen Jesuitenblattes, wetterte im März 1903 gegen Kaiser Wilhelm als den Oberpontifex des Protestantismus: sein Liebäugeln mit der katholischen Kirche sei fruchtlos; der Papst habe Frankreich stets gegen den Dreibund gestützt und dabei werde es bleiben. Es mag sein, daß der Abereifer des Blattes Rampolla unbequem war; im Wesen jedoch war die Politik des Vatikans mit jenen Worten richtig gezeichnet.

Rampolla hatte den Bogen überspannt. Am 20. Juli 1903 starb, 93 Jahre alt, Papst Leo XIII., und der Kardinalsekretär, die stärkste Persönlichkeit im heiligen Kollegium, rechnete mit Zuversicht auf die

Stara. Die Mehrheit der Stimmen war ihm günstig. Da traf ihn der rächende Schlag. Am 3. August ließ der Kaiser von Österreich gegen die Wahl Rampolla im Konklave sein Veto einlegen. Die Kardinäle erklärten zwar, kein weltlicher Herrscher habe das Recht des Eingreifens in die Papstwahl, aber sie waren dem verehrten Herrscher zu Willen, ließen Rampolla fallen und erhoben den Patriarchen von Venedig Josef Sarto, der sich den Namen Pius X. beilegte, auf den päpstlichen Stuhl.

Solche Bestimmtheit hatte Rampolla bei Kaiser Franz Joseph nicht vermutet. Indessen stand in der Hofburg seit längerer Zeit der Entschluß fest. Kardinal Graf Schönborn besaß seit Jahren die Vollmacht, im nächsten Konklave Rampolla die Exklusivie zu geben: so erzählte später mehr als einmal der Bruder des Kardinals, seinerzeit österreichischer Justizminister. Kardinal Schönborn starb jedoch vor Leo XIII., und nach ihm sollte der Kardinalerzbischof von Wien Gruscha mit derselben Aufgabe betraut werden. Nun war im 17. und 18. Jahrhundert die Exklusivie wiederholt mit Erfolg ausgeübt worden, worunter man die Befugnis der vier Herrscher des Deutschen Reiches, Frankreichs, Spaniens und Neapels verstand, je einen Kardinal von der Wahl auszuschließen; aber wiederholt hatte der Heilige Stuhl Eingriffe dieser Art für eine Verletzung der Freiheit der Kirche erklärt und verurteilt. Gruscha lehnte daher den Auftrag ab, der darauf vom Fürstbischof von Krakau Puzyna übernommen wurde. Dieser sprach im Konklave das entscheidende Wort, worauf Rampolla mit großer Gebärde erklärte, er rechne sich die Ausschließung zur Ehre an. Denn er betrachtete sich als Opfer für die Freiheit der Kirche gegen die Überhebung der weltlichen Macht.

Noch nach einer anderen Richtung hin erlebte Rampolla eine große Enttäuschung: die Französische Republik, für welche die römische Kurie so viel getan hatte, wendete sich vollständig von ihr ab. Die Übergriffe der klerikal-antisemitischen Reaktion riefen im französischen Volke eine Gegenbewegung hervor, welche zu einer Revision des Dreyfusprozesses führte. Ein demokratischer Block wurde gebildet, in dem Waldeck-Rousseau die gemäßigten Republikaner, Clémenceau die Radikalen, Jaurès die Sozialisten führte. Bei den Wahlen von 1898 behielten die Ideen der Revolution über die Schatten der Vergangenheit die Oberhand. Der plötzliche Tod des Präsidenten Faure am 16. Februar 1899 machte es möglich, in Emil Loubet einen strammen

Republikaner an die Spitze des Staates zu stellen. Das Ministerium Waldeck-Rousséau (1899 bis 1902) wagte die Begnadigung des Hauptmanns Dreyfus und führte den ersten Schlag gegen die Kirche, indem es alle vom Staate nicht genehmigten geistlichen Orden und Körperschaften, darunter die Jesuitenkollegien, auflöste. Dabei wollte Waldeck-Rousséau stehenbleiben, aber das nächste Ministerium Combes (1902 bis 1905) ging weiter, als sein Vorgänger für gut hielt, und untersagte allen geistlichen Körperschaften ohne Unterschied die Erteilung von Unterricht. Viele Tausende von Ordenschulen wurden geschlossen, zahlreiche Mitglieder der Kongregationen gingen in die Verbannung. Aus dem Offizierskorps, der Beamtenschaft und der Diplomatie wurden alle nichtdemokratischen Elemente ohne Schonung entfernt.

Die ganze Lebensarbeit Rampollas brach zusammen. Er war so offenherzig zu gestehen, daß er sich in bezug auf Frankreich gänzlich geirrt hatte. Leo XIII. zwar stieg mit dem Rufe eines großen Staatsmannes ins Grab, Rampolla aber büßte den Fehler seiner Rechnung mit dem Entgang der Tiara.

*

Giolitti und Tittoni. Loubet in Rom

Das energische Auftreten des Kaisers von Österreich gegen den gemeinsamen Gegner trug zur Verbesserung der österreichisch-italienischen Beziehungen viel bei. Dazu kam, daß Prinetti am 21. April 1903 krankheitsshalber aus dem Amte scheiden mußte und daß am 21. Oktober desselben Jahres auch der greise Zanardelli vom öffentlichen Leben Abschied nahm. Giolitti trat an die Spitze der neuen Regierung, zum Minister des Außern wurde Tittoni ernannt, und damit erhielt Italien eine starke Regierung. Ministerpräsident Giolitti sah im Dreibund nicht bloß einen Notbehelf, sondern war von dessen Wert für Italien überzeugt; zudem war er nicht der Mann, um nach der Volksgunst zu buhlen und den Irredentisten unter dem Tisch die Hand zu drücken. Nicht, daß er die Freundschaft Frankreichs geringschätzte, auch er hielt sie für notwendig, um die Erwerbung von Tripolis vorzubereiten. Es kam Italien zugute, daß sich zu dieser Zeit die Verständigung Frankreichs und Englands anbahnte; da nun Italien

seit 1887 immer mit Großbritannien zusammenging, war das römische Kabinett nicht mehr in der unangenehmen Lage, zwischen den zwei Westmächten eine Wahl treffen zu müssen, die, wie immer sie fiel, Italien gefährlich werden konnte.

Der neue Minister des Außern Tommaso Tittoni war danach geartet, um aus den Verhältnissen Vorteil zu ziehen. Er war der geschmeidige Italiener, wie er in der Vorstellung der Menschen nördlich von den Alpen lebt. Einschmeichelnd und liebenswürdig, wenn er Wert darauf legte zu gewinnen, abweisend gegen die ihm Gleichgültigen, verschlagen nach dem Recepte Machiavellis: so steuerte er zwischen den zwei europäischen Bündnissen durch. Wollte ihn der deutsche Botschafter Graf Monts oder der französische, Barrère, festhalten, so entglitt er dem einen wie dem anderen. Er stammte aus einer Familie reichgewordener Gutspächter; diese mercanti di campagna kommen oft in die Höhe, während ihre hochadeligen Gutsherren verarmen. Tittoni wurde mit 32 Jahren ins Parlament gewählt, vertauschte jedoch das Mandat mit einer Präfektur, zuerst von Perugia, später von Neapel. Das zweite dieser Amter gilt für das schwierigste in der italienischen Verwaltung, Tittoni aber bewährte sich auch an dieser Stelle. Er nahm den König Eduard von England, als dieser im April 1903 Viktor Emanuel besuchte, so für sich ein, daß Eduard ihn dem König von Italien gelegentlich empfahl. Nach allgemeiner Annahme hatte dies seine Ernennung zum Minister des Außern im November 1903 zur Folge.

Ministerpräsident Giolitti war eine autoritäre Natur und empfand völkerrechtswidrige Kundgebungen gegen Osterreich als Störung. Auch Tittoni wendete sich in der Kammer am 15. Dezember 1903 bestimmt gegen den irredentistischen „Universitäts- oder Parlamentsdilettantismus“. Uirgerliche Streitigkeiten erhoben sich zwischen Deutschen und Italienern an den Universitäten zu Wien und Innsbruck; es geschah dabei so manches, was die öffentliche Meinung in Italien aufzuregen geeignet war. Infolgedessen kam es wiederholt zu feindseligen Kundgebungen gegen Osterreich. Am ärgsten ging es Anfang Juni 1904 in Rom zu, wo die österreichisch-ungarische Botschaft mit Steinen bombardiert wurde; am 2. Juni mußte über die Hauptstadt der kleine Belagerungszustand verhängt werden. Fast ebensogroß war die Aufregung im November, als die deutschen Studenten Innsbrucks mit Gewalt die Eröffnung der italienischen Parallelkurse an der Rechtsfakultät der tirolischen Hauptstadt vereitelten. Die italienische Regierung hielt

sich korrekt und erwiderte auf parlamentarische Interpellationen, der Bestand einer italienischen Rechtsfakultät in Österreich sei eine innere Angelegenheit dieses Staates, in die sich Italien nicht mischen könne. Als der Präsident des italienischen Parlaments Marcora im August 1905 in einer Trauerrede auf einen Kämpfer des Jahres 1866 von „unserem Tirol“ sprach und das Wiener Kabinett sich darüber beschwerte, drückte die italienische Regierung ihr Bedauern aus und versicherte, irredentistische Absichten hätten Marcora ferngelegen.

Das gute Einvernehmen der Kabinette von Wien und Rom erstreckte sich auch auf den Balkan. Darüber verbreitete sich Tittoni in der bereits erwähnten Rede vom 15. Dezember 1903. Er trat der österreichischen Auffassung bei, daß Albanien für beide Mächte ein Nolimtangere bleiben müsse, solle ihre Freundschaft nicht Schaden leiden; denn die Herrschaft über Albanien bedeute die Alleinherrschaft über die Adria. Befriedigt erwähnte er auch die Versicherung der österreichisch-ungarischen Regierung, sie hege keine Absicht auf Mazedonien¹⁾.

Es schmeichelte Italien, daß, als König Eduard im April 1903 seinen Antrittsbesuch bei König Viktor Emanuel machte, im Monate darauf auch Kaiser Wilhelm sich in Rom einstellte; das sah wie ein Wettbewerb um Italien aus. Wichtiger aber war, was zwischen Rom und Paris vorging. Im Oktober 1903 besuchte König Viktor Emanuel den Präsidenten der Französischen Republik, und aus diesem Anlasse wurde die Verabredung über den Gegenbesuch Loubets in Rom getroffen. Dieses Ereignis fand darauf im April 1904 statt und war deshalb von großer Bedeutung, weil Loubet das erste Oberhaupt eines katholischen Staates war, das sich über das Verbot des Heiligen Stuhles hinwegsetzte; es war für den Papst schmerzlich, daß der Präsident im Quirinal, also in dem Palast zu Gaste war, den Pius IX. bis zu seiner Vertreibung bewohnt hatte. So vollständig hatte die kirchenfeindliche Politik in Frankreich gesiegt. Die Kurie erhob gegen den Besuch Loubets in Paris Protest und wandte sich in einem Rundschreiben vom 28. April 1904 mit ihrer Beschwerde an alle katholischen Staaten; sie wollte verhindern, daß das böse Beispiel Frankreichs Nachahmung fände. Die französische Regierung aber erklärte es als

¹⁾ „Italien, der Dreibund und die Balkanfrage.“ Eine Auswahl der Reden Tittonis (Berlin 1913).

schwere Beleidigung, daß sie vom Papste vor aller Welt auf die Anklagebank gesetzt wurde; sie berief deshalb ihren Botschafter Nisard im Juli 1904 von seinem Posten ab. Delcassé wollte mit Hinblick auf die Geltung Frankreichs bei den Katholiken des Orients den vollständigen Bruch verhindern und gedachte die Verbindung mit dem Vatikan durch einen diplomatischen Agenten auch ferner zu pflegen. Das aber wurde von Jaures verhindert; unter Abberufung der noch in Rom gebliebenen Mitglieder der Botschaft wurden die Beziehungen zum Heiligen Stuhl abgebrochen; sie blieben es auch noch während des Weltkrieges.

Diese Ereignisse machten auf die öffentliche Meinung Italiens einen nachhaltigen Eindruck. Der Präsident der Französischen Republik hatte sich über die Rücksicht auf die Kurie hinweggesetzt, der sich alle katholischen Souveräne beugten. Man verglich seine Haltung mit der des Kaisers von Osterreich, des Bundesgenossen des Königs von Italien, und fand, daß Frankreich mehr biete als der Bund mit den Mittelmächten. Es lag ein Widerspruch darin, daß die Herrscher von Osterreich-Ungarn und Italien zwar verpflichtet waren, einander gegebenen Falls mit ihrem Heere zu Hilfe zu kommen, daß sie sich aber nicht die Hände zum Grube reichen konnten. Auch auf das Verhältnis Italiens zu Deutschland fiel durch den Besuch Loubets ein Schatten. Es kam aus diesem Anlasse zu einem Zusammenstoße Tittonis mit dem deutschen Botschafter. Sie trafen bezüglich des Zeremoniells eine Verabredung, über die sich aber der italienische Minister hinwegsetzte; die beim Festmahle vom König und von Loubet gehaltenen Trinksprüche widersprachen dem Abkommen. Graf Monts ließ sich das nicht gefallen, er erhob scharfe Vorstellungen und wies die Ausreden Tittonis als nichts sagend zurück. Die gehaltenen Trinksprüche zeigen, daß die italienische Regierung mit der französischen Freundschaft vor Europa Staat machen wollte.

*

Geänderte Gruppierung der europäischen Mächte

Durch den Sieg des Radikalismus in Frankreich wurden die verwandten Parteien Italiens ermutigt und gehoben. Sie fühlten sich, solange die rückläufige Strömung in der benachbarten Republik über-

wog, von dieser nicht gerade angezogen. Jetzt schlossen sie sich eng an das papstfeindliche Frankreich an: die Verbrüderung zwischen den zwei lateinischen Völkern wurde ein Glaubenssatz des Radikalismus — sie war durch das vom Botschafter Barrère reichlich verteilte Geld für viele auch zu einem vorteilhaften Geschäft geworden. Die Freimaurer in beiden Ländern waren die Apostel des Kampfes nicht bloß gegen den Vatikan, sondern auch gegen Österreich. So flossen der Irredentismus, die Freimaurerei — in den romanischen Ländern ein wichtiger politischer Faktor — und republikanische Gesinnung in einen immer mehr anschwellenden Strom zusammen.

Die häßlichste Erscheinung in diesem Getriebe war der dem Triestiner Oberdank gewidmete Kultus. Der junge Mann hatte für die Unsterblichkeit nichts geleistet als einen Mordanschlag auf Kaiser Franz Joseph; rechtzeitig verhaftet, wurde er der Schuld überwiesen und 1882 in Triest hingerichtet. Der politische Mord war in den italienischen Einheitskämpfen nichts Seltenes gewesen: den Grafen Rofsi, Ministerpräsidenten des Papstes, tötete 1848 ein Dolchstoß, in den Jahren darauf, besonders 1853, fiel eine Reihe von österreichischen Offizieren den von Mazzini ausgesandten Mördern zum Opfer. Aber die Verherrlichung des Meuchelmordes knüpft erst an Oberdank an. Es ist kein Zufall, daß in den zwei Jahrzehnten nach ihm eine auffallend große Zahl anarchistischer Mordattentate gerade von Italienern ausgingen. Ein Dolchstoß, rechtzeitig verfehlt, war in Italien seit alters her ein oft angewandtes Mittel, sich einen Feind vom Halse zu schaffen. Da der politische Mord außerdem noch gefeiert wurde, war die Tat verlockend geworden. Unter den gelungenen anarchistischen Attentaten sind die bekanntesten durch Italiener erfolgt: die Ermordung des Präsidenten der Französischen Republik Cadi-Carnot 1893 durch Caserio, die der Kaiserin Elisabeth 1898 durch Luccheni, endlich des Königs Humbert 1900 durch Bresci. Die Regierung des Königreiches verbot zwar — bis zum Weltkriege — öffentliche Kundgebungen und Umzüge zum Preise Oberdanks, aber in manchem Klub der radikalen Parteien stand dessen immer aufß neue bekränzte Büste; zu Venedig wurde im Circolo Garibaldi sein Standbild am 9. Januar 1912 enthüllt¹⁾. Als der österreichisch-ungarische Botschafter sich über den Anflug beschwerte, entschuldigte sich die italienische Regierung damit, daß die

¹⁾ Danzers „Armeezeitung“, 3. Juni 1915

Polizei gegen das, was im Innern eines Klubs vorgehe, machtlos sei. Das war jedoch eine nichtsbrauchige Ausrede: denn die Aufstellung der Büste Brescis, des Mörders des Königs Humbert, wäre unter keinen Umständen geduldet worden. Es war vom Standpunkte der italienischen Meuchler nur folgerichtig, daß auch die Mörder des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin von ihnen gefeiert wurden, so von Mussolini in einem ruchlosen Artikel des „Popolo d'Italia“ vom 10. Juli 1915, der mit den Worten schloß: „Heil dem Revolver Prinzips und der Bombe des Cabrinovic!“

So zeigte Italien ein doppeltes Antlitz. Die radikale Minderheit drängte zum Kriege gegen Österreich-Ungarn, die amtliche Politik hielt noch zum Dreibund. Nicht bloß Giolitti, der es aufrichtig meinte, auch Tittoni, auch Sonnino und Luzzatti, beide zeitweise Ministerpräsidenten, mit einem Worte sämtliche Führer der Monarchisten beteuerten in Programmen und Reden ihre Bündnistreue.

Gefühlsmomente waren auch in diesem Falle nicht ausschlaggebend. Bei den meisten Italienern, auch bei König Viktor Emanuel, richtete sich Halten oder Brechen des Bündnisvertrages nach Erwägungen politischen Vor- und Nachteils. Die geachtete militärische Macht Österreich-Ungarns, der Wunsch, nicht gestört zu werden, wenn in Tripolis die Frucht reifte, Deutschlands Übergewicht zu Lande sprachen noch für das Beharren im Dreibund. Da trat aber im Mittelländischen Meer eine wichtige Änderung ein. England und Frankreich, durch Jahrhunderte Nebenbuhler, söhnten sich durch den Vertrag vom 8. April 1904 aus und schlossen enge Freundschaft. Italien wäre unfähig gewesen, an der Südküste des Mittelländischen Meeres etwas zu erreichen, wenn es den zwei jetzt verbündeten Mächten die Stirne bot. Es konnte nicht wagen, seine Küsten und Häfen dem Angriffe einer englisch-französischen Flotte auszusetzen. Zu Lande waren die Mittelreiche offenbar stärker, zur See der englisch-französische Block allmächtig. So labierte die italienische Regierung in den nächsten Jahren mit vieler Geschicklichkeit und noch größerer Unzuverlässigkeit zwischen den zwei Kräftegruppen. Von da an waren Deutschland und Österreich-Ungarn auf sich selbst und ihre wechselseitige Hilfe angewiesen.

